



## „Größe allein bringt nichts“

**Bildung** Der Schweizer Dieter Imboden hat die Exzellenzinitiative untersucht. Er erklärt, warum eine kleinere Uni oft die bessere Wahl ist – und auch die beste Uni Schwächen hat.

**Imboden**, 72, studierte theoretische Physik in Berlin und Basel und lehrte als Professor an der ETH Zürich. Das deutsche Wissenschaftssystem kennt er bestens: Imboden leitete die Kommission zur Evaluation der Exzellenzinitiative. In den ersten beiden Phasen bescherten Bund und Länder den deutschen Hochschulen 4,6 Milliarden Euro. Am 16. Juni wollen die Bundeskanzlerin und die Ministerpräsidenten entscheiden, wie sie die Initiative fortführen.

**SPIEGEL:** Professor Imboden, wenn Sie noch einmal studieren könnten – wohin würden Sie gehen?

**Imboden:** Ich würde sicherlich an mehreren Orten studieren. In Amerika, in der Schweiz. Nur an einem Ort zu bleiben – nein, das wäre nichts.

**SPIEGEL:** Nicht mehr in Deutschland? Dams sind Sie nach Berlin gezogen.

**Imboden:** Wenn ich Deutscher wäre, würde ich auch heute dorthin gehen, weil ich es wichtig finde, auch in seinem Heimatland zu studieren. Die erste Frage aber ist doch nicht, wo man studiert, sondern was und bei wem. Man sollte sich nicht Universitäten aussuchen, sondern Professoren: Wer ist gut in meinem Fach, wen möchte ich kennenlernen, von wem kann ich etwas lernen?

**SPIEGEL:** Es kommt weniger auf die Hochschule an als auf einzelne Personen?

**Imboden:** Ja, unbedingt. Keine Universität ist in allen Bereichen gleich gut, keine kann alle Fächer mit all ihren Schwerpunkten auch nur anbieten. Da kommt es wirklich auf die einzelne Fakultät, den einzelnen Professor an ...

**SPIEGEL:** ... zu dem ein Student heute an den Massenuniversitäten aber doch gar keinen Kontakt mehr bekommt.

**Imboden:** Dann wählt man eben eine etwas kleinere Universität. Wenn der Student nur eine Nummer ist, geht etwas ganz Wichtiges verloren. Und wenn das an den Massenuniversitäten so ist, müssen wir es ändern. In Amerika hält ein Nobelpreisträger sogar Kurse in den unteren Semestern. In Deutschland hingegen habe ich bei manchen erfolgreichen Professoren die Haltung beobachtet: Wunderbar, jetzt bin ich so gut, dass ich mich von den Vorlesungen befreien lasse und allenfalls noch ein Doktorandenseminar leite.

**SPIEGEL:** Die Exzellenzinitiative prämiert eine Hochschule als Ganze, einzelne Institute oder gar Professoren spielen kaum eine Rolle. Ist das dann nicht der falsche Ansatz?

**Imboden:** Die Exzellenzinitiative macht beides, sie zeichnet mit den Forschungsclustern auch erstklassige Wissenschaftler aus. Aber natürlich treffen Sie einen Punkt: Jedes Urteil über eine gesamte Universität hat das Problem, dass auch eine gute Hochschule schlechte Fachgebiete hat – und umgekehrt eine Hochschule, die es in einem Ranking nie nach oben schafft, in einem Teilbereich exzellent sein kann. Man muss eben genauer hinschauen, Größe allein bringt nichts.

**SPIEGEL:** Sie hatten mehr als ein Jahr lang Zeit, genau hinzuschauen, gemeinsam mit neun anderen Wissenschaftlern haben Sie das Förderprogramm evaluiert, das den Hochschulen bis zu 500 Millionen Euro pro Jahr bringt. Ist die Exzellenzinitiative ihr Geld wert?

**Imboden:** Unbedingt. 500 Millionen sind ja im internationalen Vergleich nicht viel. Wenn man das ganze Geld einer einzigen Hochschule wie der RWTH Aachen gäbe, käme sie auf ein Budget in der Größenordnung der Universität Cambridge oder der ETH Zürich – und hätte immer noch doppelt so viele Studenten! Aber mich hat beeindruckt, wie sehr sich die Wissenschaftler für diese verhältnismäßig kleine Summe angestrengt haben. Die Exzellenzinitiative erinnert an diesen Trick mit dem Esel, dem man eine Karotte vor die Nase bindet: Durch die Aussicht auf Förderung wurde viel bewegt.

**SPIEGEL:** Können die deutschen Hochschulen wirklich besser werden, wenn sie nicht dauerhaft mehr Geld bekommen?

**Imboden:** Geld spielt eine wichtige Rolle. Gemessen am Budget haben sie sehr viele Studierende, deutlich mehr als in den USA oder der Schweiz.

**SPIEGEL:** Die Politiker wollen in wenigen Tagen entscheiden, wie die Gelder der Exzellenzinitiative künftig verteilt werden. Auch Ihre Kommission hatte dazu Vorschläge gemacht. Schon jetzt ist klar, dass Ihnen die Politik nicht folgt. Sind Sie enttäuscht?

**Imboden:** Am Anfang haben wir nicht gedacht, dass man überhaupt auf uns hört. Als wir dann gesehen haben, dass viele Vorschläge gut ankamen und umgesetzt werden sollen, wurden wir natürlich anspruchsvoller. Und deshalb bin ich jetzt schon enttäuscht. Mich ärgert vor allem, dass die großen Universitäten nun wieder bevorzugt werden.

**SPIEGEL:** Wie das?

**Imboden:** Um als Exzellenzuniversität ausgezeichnet zu werden, muss eine Hochschule mindestens zwei Forschungscluster gewonnen haben. Das bereitet einer kleinen Universität wie Konstanz aber ungleich größere Mühe als etwa den beiden großen Universitäten in München, sie hat dadurch schlechtere Chancen. Dabei ist auch Konstanz eine wirklich exzellente Universität.

**SPIEGEL:** Auch einen anderen Vorschlag Ihrer Kommission lehnen die Politiker ab: Die Universitäten sollten nicht länger Strategiepapiere vorlegen, sondern sich an den tatsächlichen Leistungen messen lassen.

**Imboden:** Man kann nicht alle paar Jahre ein neues Zukunftskonzept aufstellen, das ist Unsinn. Die Konzepte klingen irgendwann auch alle gleich, die Hochschulen wissen doch mittlerweile genau, was sie schreiben müssen: Nachwuchsförderung, Profilbildung, Gleichstellung und so weiter. Dann bekommen sie nur noch Hochglanzpapier. Zumal wir bei unserer Evaluation festgestellt haben, dass das positive Bild, das die Universitäten von sich zeichnen, oft nicht stimmt.

**SPIEGEL:** Inwiefern?

**Imboden:** In Einzelgesprächen klagten Nachwuchswissenschaftler, sie seien mit großen Versprechungen an die Hochschulen gelockt und dann enttäuscht worden: befristete Arbeitsverträge, keine Perspektive, zu wenige finanzielle Mittel.

**SPIEGEL:** Noch ist ja gar nicht sicher, dass sich die Politiker auf eine Fortsetzung der Initiative einigen können. Nachdem die Wissenschaftsminister sich verständigt zu haben schienen, stellte Hamburg einige Forderungen, was andere Länder verärgerte. Kann es in einem föderalen System eigentlich klappen, wenige Sieger zu küren – was ja auch heißt, dass es viele Verlierer gibt?

**Imboden:** Es kann nur klappen, wenn es einen gemeinsamen Geist gibt, das System zu optimieren. Bei 16 Bundesländern sind natürlich immer einige dabei, die nicht direkt profitieren. Wenn jeder nur ausrechnet, was für das eigene Land herauspringt, kann man keine Exzellenz kreieren.

**SPIEGEL:** Sie als Schweizer plädieren für mehr Zentralismus?

**Imboden:** In der Schweiz gehören die Universitäten den Kantonen, aber es gibt keinen Kanton, der mehr als eine Uni hat. Wir haben schon vor 50 Jahren gemerkt, dass die Basis eines Kantons für eine gute Universität nicht ausreicht. Seitdem bringt sich der Bund ein und kann mittlerweile auch koordinierend eingreifen, wenn die Kantone sich nicht vernünftig verständigen. Es darf kein Kuddelmuddel geben.

**SPIEGEL:** Als Wissenschaftler haben Sie sich intensiv mit der Chemie und der Physik in großen Seen auseinandergesetzt. Was ist komplexer – das föderale System in Deutschland oder das Ökosystem des Baikalsees?

**Imboden:** Das föderale System. Da sind Menschen beteiligt, das ist immer komplexer.

Interview: Miriam Olbrisch, Markus Verbeet  
Twitter: @olbi, Mail: miriam.olbrisch@spiegel.de